

(Nachdruck verboten.)

## Joseph Courty.

Noman von John Law. Aus dem Englischen von J. Cassierer

Es war eine lange, schmale Straße, die auf jeder Seite Häuser stehen hatte. In den dümmsten Ecken lagen Abfälle aller Art, deren Ausdünstungen von dem kühlen Abendwind in die offenen Fenster der überfüllten Wohnungen geweht wurden, in denen sie dann Krankheit und Tod verbreiteten. An den Fenstern und vor den Haustüren standen Weiber mit Kindern an der Brust und neben ihnen Männer in Hemdsärmeln. Wie so viele Leute hier zusammenkommen konnten, war ein Rätsel für Jos, dessen geringe Kenntnis des praktischen Lebens seinem Geist stets neue Aufgaben zu lösen gab.

„Vielleicht“, sagte eine Frau zu ihm, „ist es weiter unten. Ich hörte so was, daß dorthin eine Nummer verlegt worden ist. Nr. 2 war hier der Eckladen, und als der in eine andere Straße umzog, wurde auch Nr. 2 geändert.“

Jos ging an das Ende der Straße, wohin ihn die Frau gewiesen hatte, wobei er über auf dem Damm liegende Kinder schreien und Knaben in ihrem „Himmel und Hölle“-Spiel hören mußte. Endlich fand er Nr. 2. An der Thür war weder Klingel noch Klopfer. Er stieß die Thür auf, trat in das Haus und tappte eine enge, dunkle Treppe hinauf. Plötzlich blieb er stehen, er hatte seinen Bekannten von gestern Abend ganz verändert und seltsam verwandelt erblickt.

Der Mann saß am Feuer und auf seinen Knien hatte er ein Baby liegen. In der Hohlhand seiner rechten Hand hielt er den Kopf des Babys, während er mit der linken Hand ein Fläschchen mit Milch hielt, aus dem das Kind sog. Sein Gesicht zeigte heut keinen solch mürrischen und zornigen Ausdruck wie gestern. Seine Züge sahen weicher aus, seine Muskeln schlaffer und seine dünnen Lippen verzogen sich zu einem zärtlichen Lächeln. In der ersten halben Minute bemerkte er Jos' Anwesenheit gar nicht, und eine kleine Frau mit schönen roten Wangen mußte ihn erst darauf aufmerksam machen, daß ihn jemand zu sprechen wünsche.

„Ah, Sie sind es? Treten Sie mir näher. Der Kleine ist nicht ganz wohl.“

„Was das vor vierzehn Tagen noch für ein schönes Kind war!“ rühmte die Mutter. „Seine Ärmelchen und Beinchen sind ja fast ganz verschwunden.“

Jos sah sich im Zimmer um. In dem einen Zimmer bestand das ganze Sein, das diese armen Leute ihr eigen nennen durften. Die Wände waren schwarz von Rauch. Schmutz hatte auch Mr. Chamberlains Conterfei geschwärzt, Schmutz hatte sich auch auf Mr. Bradlaughs Nase abgelagert, dessen Bild über dem Kamin mit Nadeln befestigt war. Ein Bett, auf dem eine gestickte Decke lag, füllte die eine Wand aus. Das übrige Mobiliar bestand aus Kisten, die übereinander getürmt waren, einem kleinen Tisch und einer hölzernen Wiege. Sachen, die in der Wirklichkeit gebraucht wurden, standen auf den Kisten und dem Fußboden umher. Die Frau hatte viel Arbeit, das Zimmer aufgeräumt zu erhalten, denn ihr Mann brachte viel Blunder mit nach Hause. Oft findet man in Müllhausen Schätze. Dort hatte er mehr als eines berühmten Autors Werke gefunden; zu Hause hatte er die Blätter sorgfältig gesäubert und in braunes Papier gebunden. Auch von den Wagen, auf denen zurückgekehrt und beschädigte Bücher feil geboten werden, hatte er ein paar gute Werke gekauft. Broschüren, wie sie bei Versammlungen verteilt werden, und alte Zeitungen, die er auf der Straße aufgefressen, lagen bei den Büchern verstreut und gaben dem Zimmer ein Aussehen, als hätte ein fliegender Buchhändler hier sein Lager aufgeschlagen. Und inmitten dieser Unordnung sah der Mann und pflegte sein Kind, und sein Weib mit den rosigen Wangen stand hinter seinem Stuhl und ließ sich keine seiner Bewegungen entgehen.

„Wozu kommen Sie denn nach London?“ wandte er sich an Jos.

„Die Arbeit war da unten, wo ich bisher war, knapp geworden“, antwortete Jos. „Ich wurde entlassen, und da ich auf der Bank ein bißchen Geld, das ich von meiner Mutter geerbt habe, liegen hatte, kam ich hierher.“

„Nach dem schlechtesten Platz, nach dem Sie überhaupt gehen konnten.“

„Das klingt ja nicht ermutigend.“

„Na, haben Sie denn bis jetzt schon Arbeit gefunden?“

„Nein!“

„Oder haben Sie etwas in Aussicht?“

„Gar nichts.“

„Das habe ich mir gedacht. Als Sie mir gestern erzählten, Sie wären Zimmermann, habe ich zu mir gesagt: „Wozu ist denn der arme Kerl hierher gekommen?“ Hunderte von Zimmerern laufen hier arbeitslos herum, und darunter sind Leute, die früher ihre zwei bis drei Pfund in der Woche verdient haben. Und Sie sind dabei doch nur einer, der nur auf dem Dorfe gearbeitet hat.“

Jos lachte traurig.

„Und was sind Sie denn?“ fragte er.

„Ich bin Doctarbeiter.“

„Wo?“

„In den Albert- und Victoria-Docks, beim Tabak. Manchmal Sie?“ fuhr der Doctarbeiter fort, indem er eine kleine Papierschachtel aus der Tasche zog und Jos eine Cigarre anbot. „Ich nehme mir alle Abend ein paar Tabakblätter mit nach Hause. Wir sollen zwar nicht, aber ich halte es für Sünde, gute und noch brauchbare Sachen unkommen zu lassen. Man sollte meinen, daß in England Tabak wächst, wenn man sieht, wie viel dort auf dem Boden umherliegt und wie viel beschädigte Ballen und Abfall von Tabak verbrannt werden. Man erlaubt uns Arbeitern wohl, etwas Tabak zu priemen, wer aber dabei ertappt wird, daß er sich eine Kleinigkeit Tabak mit nach Hause nimmt, wird zur Polizei gebracht.“

„Wer hat die gemacht?“ fragte Jos, indem er die Cigarre aus dem Munde nahm und mit den Lippen schmackte.

„Ich selber. Das ist mein Handwerk. Mein Vater hatte einen der größten Tabaksläden in Liverpool und er jagte mich aus seinem Hause, weil ich ein Freidenker wurde.“

„Ein netter Vater“, bemerkte Jos.

„Ein Christ!“ bestätigte der Doctarbeiter, und sein Kind in die Höhe haltend und es scharf ansiehend, fuhr er fort: „Daß Dir's nicht einfallen, ein Christ zu werden; ich könnte Dir das niemals verzeihen. Na, na, weine nur nicht!“

„Einer benahm sich sehr schlecht gegen seine Schwester“, flüsterte seine Frau Jos zu, „und das kann er nicht vergessen. Seine Schwester nahm sich das Leben.“

Eine Pause folgte, die nur durch das Wimmern des Kindes unterbrochen wurde. Als sich sein Vater zu ihm hernieder beugte, um es zu beruhigen, heiterte sich auch sein ernstes Gesicht wieder auf. Die Erinnerung an das Vergangene schwand, und für ihn schien nur das kleine, bewegliche Stückerchen Menschheit, das auf seinen Knien lag, vorhanden zu sein, als er mit einem seiner großen Finger das winzige Köpfchen streichelte und das wellige Haar auf des Kindes Stirn glättete.

„Warum giebt es hier so wenig Arbeit?“ fragte Jos den Doctarbeiter.

Eine Minute lang überlegte dieser. Dann sagte er:

„Darüber habe ich gestern mit einem alten Nachbarn, einem Christen gesprochen. Ich fragte ihn, ob er an die Hölle glaube.“

„Natürlich glaube ich daran“, antwortete er mir.

„Werden Sie einst hinein kommen?“ wünschte ich zu wissen.

„Nein“, antwortete er mir.

„Aber ich.“

„Ich hoffe nicht.“

„Nun, wer denn?“

„Die Fremden“, meinte er, „die kommen in die Hölle.“

„Ich sollte meinen, daß er damit ganz recht hätte“, mischte sich die kleine Frau mit den roten Backen ein. „Warum sollen Sie denn nicht dahin kommen, möchte ich gern wissen. London ist das nicht mehr, was es früher war; es ist eine ganz fremde Stadt geworden. Das Essen ist nicht englisch, die Sprache ist nicht englisch. Warum kommen denn die Fremden hierher, um uns das Brot aus dem Munde zu nehmen und dabei von einem Zeuge zu leben, das wir nicht einmal unseren Schweinen vorsetzen würden?“

„Wenn wir unseren Grundsätzen getreu sein wollen, haben



Wir gar kein Recht, sie hinweg zu wünschen," erklärte ihr Gatte, indem er aufstand und das schlafende Baby behutsam in seine Wiege legte. „Und wenn ich ganz ehrlich sein soll, wenn ich sehe, wie diese armen Teufel sich durchschlagen müssen, dann krieg ich es gar nicht fertig, sie weg von hier, an einen Platz, wo es ihnen doch noch schlechter gehen müßte, zu wünschen, so sehr sie uns Engländern auch schaden.“

Er setzte den Hut auf und lud Jos ein, ihn nach einer Arbeiterversammlung zu begleiten. Ein heftiger Windstoß schlug hinter ihnen die Thür zu und ein schneidender Wind pfliff um die Ecke, als sie aus Nr. 2 herausstraten und nach dem Platze gingen, auf dem sich Sonntagabends die Arbeiter zu versammeln pflegten.

„Haben Sie vielleicht schon einmal darüber nachgedacht, wie schön es sein muß, eine Frau zu haben, die auch etwas von Politik und anderen Sachen versteht?“ fragte der Doct-arbeiter. „Ich meine eine solche Frau, wie sie die studierten Leute heiraten. Zu meiner Zeit hatte ich mit einer Reihe von Mädchen ein Verhältnis, und wenn wir ausgingen, so schritten wir, mein Mädchen und ich, nebeneinander daher, ohne ein Wort zusammen zu sprechen. Bisweilen gab ich ihr wohl einen Kuß, aber meine Gedanken befiel ich für mich. Ich wollte sie mit dem, was in meinen Gedanken vorging, nicht belästigen. So ist es auch mit meiner Frau. Wie sie die Wirtschaft führen und das Baby abwarten soll, versteht sie ja recht gut, aber über andere Dinge spricht sie nur selten. Aber was noch schlimmer ist, mich hält sie für halb verrückt.“

Jos mußte daran denken, wie schweigsam er in Gesellschaft Pollys war, daß er selbst nicht viel mit ihr sprach und auch gar nicht erwartete, daß sie ihm viel zu sagen hätte. Der Doct-arbeiter blieb ihm ein Rätsel. Er sprach wie ein Buch und dabei konnte er doch nicht viel mehr gelernt haben als Jos selbst. Jos vermutete, daß seine Klugheit daher käme, daß er ein Londoner war, und die Leute aus London — so sagt man — seien klüger und gedankenreicher als die Spießbürger in der Provinz.

Es war schon ganz dunkel geworden, als sie nach dem Platze, auf dem die Versammlung stattfand, kamen. Nur ein paar Gaslaternen warfen ihren trüben Schein auf eine große Anzahl von Männern, die hier bereits zusammen gekommen waren.

„Ich hab' heute keine Lust zu reden," meinte der Doct-arbeiter. „Da spricht ja übrigens schon einer.“

Sie traten näher heran, um den Redner verstehen zu können.

„Ich möchte wissen, ob es auf der ganzen Welt noch etwas Traurigeres geben kann, als das, was wir um uns sehen," sprach ein junger Mann. „Ich meine die Wohnungen ehrbarer Arbeiter, die keine Arbeit haben, geschickter Arbeiterinnen, deren Hände sich nach der gewohnten Beschäftigung sehnen, die aber den ganzen Tag damit verbringen müssen, nach Arbeit rum zu laufen und des Abends mit leeren Taschen zu ihren hungrigen Kindern und Gatten nach Hause kommen. Ich brauche Euch dieses Bild ja nicht weiter auszumalen, Ihr seht es ja nicht nur, Ihr fühlt es ja auch. Ihr wißt es ja nur zu gut, was es heißt, Frauen zu haben, die dem Umfallen nahe sind, weil sie nichts zu essen haben, und Kinder, die nach einem Stückchen Brot schreien, das Ihr ihnen nicht geben könnt. In London allein giebt es Tausende von Männern, die keine Arbeit haben, und im ganzen Königreich mag die Zahl der Beschäftigung-suchenden gegen eine Million betragen. Wer kann uns helfen? Die öffentliche Meinung? Es dauert lange, bevor sich die öffentliche Meinung bildet, denn das Volk im großen ganzen will nichts von neuem wissen. Die Gewohnheit, das ist der Gott, den das Volk bekennt, und viele Männer und Frauen werden sich noch auf dem Altar althergebrachter Sitten und Gewohnheiten opfern müssen, bevor sich eine öffentliche Meinung zu Gunsten der Gleichheit und Gerechtigkeit gebildet hat. Die Geistlichkeit? Die predigen über des Zimmermanns Sohn zu Gemeinden, deren Mitglieder empört sein würden, wenn sich Jesus von Nazareth zu den großen Gesellschaften einladen würde, die sie geben und die Ihn durch ihr unpassendes Benehmen erröten machen würden. Sie sagen, Er wird wieder kommen. Wenn Er kommen sollte, dann würden sie Ihn nicht anerkennen, und Er wird vielleicht auch sie nicht kennen wollen. Ihr müßt Euch selbst helfen. In dem Kampfe, den wir gegen Eure Bedrücker führen, müßt Ihr uns beistehen. Habt ihr Euch erst mit uns verbunden, dann seid Ihr unwiderstehlich. Ihr kennt unsere Lehre, helft

uns, sie weiter auszubreiten. Erzählt den andern von dem System des Zusammenwirkens, das wir an Stelle des gegenwärtig herrschenden schändlichen Systems des allgemeinen Wettbewerbs setzen wollen. Erzählt ihnen von der schönen Zeit, die sie und ihre Kinder noch sehen werden. Ihr habt zu leiden, auf daß Eure Klasse befreit werde. Beschleunigt aber das Herannahen der Befreiung durch eigene Anstrengungen, laßt Eure Leiden nicht nutzlos sein.

V.

Tags darauf hatte Polly eine Unterhaltung mit dem Leiter ihrer Erbauungsstunde.

Sie legte ihr Nähzeug beiseite, hob die hinuntergefallenen Zeugstückchen vom Teppich auf, steckte die Nadeln in ihr Nadelkissen und zog sich zum Ausgehen an. Denselben bescheidenen und netten Eindruck, den ihre Erscheinung hervorrief, empfing man auch von ihrem Zimmer. In der einen Ecke stand ein kleines Bett, dem Fenster gegenüber eine Kommode und an den Wänden waren eine Waschoilette und zwei Stühle aufgestellt. Ueber dem Kamin hing ein kleiner Spiegel und darunter auf dem Kamin standen einige Porzellan-Figuren, Schächer und Schächerinnen, ein Samuel, der sein Gebet her sagte, und ein kleines Mädchen, das in der Bibel las. Die Bilder, die an der Wand hingen, waren Kunstwerke, die Polly selbst gefertigt hatte. Das eine Bild stellte eine Drossel mit wirklichen Federn dar, der Schnabel war aus rotem, die Beine aus gelbem Garn gemacht und zwei schwarze Perlen vertraten die Stelle der Augen. Der Vogel war dargestellt, wie er aus einem Bache trank, und harmonisch zusammengestellte blaue, grüne und violette Seidenfäden sollten dessen Wasser bezeichnen. Getrocknete Gräser und Moos gaben das Milieu ab, in dem der Vogel stand. Noch ein anderes Bild hatte Polly aus Garnfäden gefertigt, das sogar ein noch viel sinnigeres Sujet als das der Drossel zum Ausdruck brachte, nämlich ein Landhaus, das den Vordergrund einer Landschaft bildete. Ueber dem Landhaus schien die Sonne und dahinter verbarg sich der Mond. Und voller Sonnenschein fiel auf einen jungen Mann und ein junges Mädchen, die Hand in Hand vor dem Land-hause standen und einander küßten.

Polly nahm aus ihrer Kommode ein Gesangbuch und ging dann die Treppe hinunter, unbefümmert um Letztes, die wieder einmal von Mrs. Elwin gescholten worden war und sich die Augen rieb. Sie schloß hinter sich die Hausthür und ging nach der Kapelle, in der sie tags zuvor dem Gottesdienst beigewohnt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## **Traubenkuren.**

Der Wein ist nicht nur die edelste Obstart, sondern auch diejenige, welche eine Zusammensetzung an Stoffen aufweist, die bei einer Reihe von krankhaften Zuständen in bemerkenswerter Weise kräftigend und heilend einwirken. Daher hat man bereits im Altertum die Weinbeeren als Heilmittel angewendet und gepriesen. Dagegen ist die Ausgestaltung des Traubengemisses zu einer metho-dischen Kur erst in neuerer Zeit erfolgt, wodurch dann der Wert des Weines als diätischer Heilfaktor wesentlich erhöht worden ist.

Da der Gehalt der Traube an ihren verschiedenen Bestandteilen nicht bei allen Sorten derselbe ist, sondern erheblich schwankt, so ist es auch nicht gleichgültig, welche Traubenart man zur Traubenkur verwendet. Von den diätischen Sorten sind besonders empfehlens-wert der Leipziger oder Orleans, der Beltliner, die Fleischtraube, die grüne Seidentraube, der rote Traminer, der Gelbholzer, von den dünnschaligen der grüne Sylvanier, der weiße Gutadel, der blaue und weiße Burgunder und der kleine Riesling. Wo eine dieser Sorten nicht zu haben ist oder man die vorhandenen nicht nach ihrem Namen zu bestimmen weiß, wähle man diejenige aus, deren Schale leicht von ihrem Inhalte getrennt werden kann. Denn bei der Traubenkur dürfen die Schale und die Kerne nicht verschluckt werden, sondern nur das Fleisch und der Saft sind zu genießen. Außerdem darf die Traube nicht zu säurehaltig sein. Denn je säurereicher die Trauben sind, desto leichter führen sie, regelmäßig in großen Mengen genossen, zu Darmkatarrhen und zu Erkrankungen des Zahnsfleisches und der Zäune.

Die Heilwirkung der Kur wird bedingt durch die Stoffe, die sich in den Beeren vorfinden. Die chemische Untersuchung der Traube ergiebt an Bestandteilen außer Wasser und Zucker, freie und an Kali gebundene Weinstensäure, letztere als Weinsäure, Traubensäure, Apfelsäure, Eiweiß, Stärklegummi, Pectin, ätherische Oele, Gerbsäure und Farbstoff. Dazu treten Kali, Natron, Kalk, Magnesia, Eisenoxydul, Phosphorsäure, Schwefelsäure, Kieselsäure und Chlor. Am beträchtlichsten schwankt der Gehalt an Trauben-



**Zuder.** Er kann bei einzelnen Sorten bis zu 33 Prozent steigen und bei anderen bis zu 10 Prozent sinken; durchschnittlich beläuft er sich auf 20 Prozent. Beachtenswert ist ferner, daß der Gehalt an Kalk und Phosphorsäure sehr hoch ist. Bekanntlich sind beide für den Aufbau des Körpers sehr wichtige Stoffe.

Es ist eine oftmals beobachtete Erscheinung, daß Tiere, wie Vögel, die während der Traubenreife in den Weinbergen haften, sehr schnell fett werden. Diese Fettanhäufung ist zurückzuführen auf den Gehalt der Trauben an Zuder. Auch für den Menschen stellen die Trauben wegen ihres Zuderreichthums einen Fettbildner dar, aber nur unter der Voraussetzung, daß gleichzeitig mit ihnen dem Körper eine stickstoffhaltige, das heißt eiweißreiche Nahrung zugeführt wird. Nach einer Berechnung von Fresenius entsprechen 2,7 Kilogramm Trauben  $\frac{1}{2}$  Kilogramm Stärkemehl oder 2,75 Kilogramm Kartoffeln. Diesem hohen Gehalt an Kohlehydraten, wozu der Zuder gehört, steht aber eine große Armut an Eiweiß und Fett gegenüber, und darum muß die Traubenkur durch die Zufuhr eiweißreicher Nahrung ergänzt werden. Geschieht dieses, so wird der Zuder der Trauben, als einer der am leichtesten umsetzbaren und aufsaugbaren Nährstoffe, zuerst im Körper verbrannt, so daß er sowohl das Fett der Nahrung als auch gewisse Teile der Eiweißstoffe vor der Verbrennung schützt. Infolgedessen werden diese Stoffe zur Fettanspeicherung verwendet. Daher ist eine Traubenkur zunächst empfehlenswert bei Personen, deren Körper durch eine Krankheit sehr geschwächt worden ist, also namentlich bei Konvaleszenten. Ihnen schließen sich Personen mit Blutarthrit und solche an, welche an nervöser Reizbarkeit und Schwäche leiden.

Von den übrigen Bestandteilen der Trauben zeichnen sich die weinsteinsäuren und phosphorsäuren Salze dadurch aus, daß sie auf den Darm mild anregend wirken. Aus diesem Grunde ist eine Traubenkur auch angebracht bei dauernder Darmlähmung. Endlich ist auch der Stärkegehalt oder das Dextrin ein nicht unwesentlicher Bestandteil der Trauben. Es befördert nicht nur die reichlichere Absonderung der Verdauungssäfte, sondern erleichtert auch die Umsehung der Eiweißstoffe der Nahrung. Daher kann die Traubenkur auch Anwendung finden bei chronischem Magenatarrh und jenem Krankheitsbild, bei welchem Appetitlosigkeit mit Heißhunger wechseln, Nebelkeit, das Gefühl der Völle, Beklemmung und Aufstößen auftreten, und welchem man die Bezeichnung Dyspepsie verliehen hat.

Es ist nicht ratsam, zur Traubenkur ganz frische, eben von der Reife abgenommene Trauben zu nehmen, da sie oft recht kalt sind und dann Magenschmerzen und Koliken hervorrufen. Man soll die Trauben vielmehr erst sechs bis acht Stunden im Zimmer stehen lassen oder, wenn sich der Gebrauch frischer Trauben nicht ungehen läßt, sie erst durch warmes Wasser ziehen. Außerdem sind die Trauben jedesmal vor dem Verbrauch abzuwaschen. Wie schon angedeutet, dürfen die Schalen und Kerne nicht verschluckt werden. Die tägliche Portion ist im Beginn klein zu halten. Daher ist es empfehlenswert, in der ersten Zeit über ein Kilo nicht hinauszugehen. Wird diese Menge gut vertragen, so kann man sie allmählich bis zu zwei, drei und mehr Kilo täglich steigern. Hinsichtlich der Verteilung der Tagesmenge sei die Regel gegeben, daß die Hälfte derselben früh nüchtern genossen wird. Eine Stunde später wird ein leichtes Frühstück verzehrt. Das eine der noch verbleibenden Viertel wird dann vormittags eine Stunde vor dem Mittagessen verzehrt, und das letzte Viertel endlich am nachmittag spätestens eine Stunde vor dem Abendessen.

Die übrige Diät soll, wie schon erwähnt, eine recht stickstoffreiche sein, also namentlich viel Fleisch enthalten. Da ferner eine gewisse Neigung zu Darmlatarrhen besteht, welche leicht den Erfolg der ganzen Kur gefährden können, so sind alle fetten Speisen, schwerverdauliche Nahrungsmittel, wie die Kohlarten, Käse und grobes Brot und saure Speisen, namentlich Salate, zu vermeiden. Zu enthalten hat man sich während der Kur auch des Bieres. Dagegen ist ein guter, leichter Naturwein gestattet.

Dr. med. Karl Reimer.

## Kleines Feuilleton.

**k. Arbeiter, die bedeutende Gelehrte werden,** sind in England keine so ungewöhnliche Erscheinung. Eine englische Neuze erzählt die interessante Lebensgeschichte von einigen, die sich in den letzten Jahren einen Namen in der wissenschaftlichen Welt gemacht haben. Noch im Jahre 1890 war Thomas Rees einfacher Bergmann in einer Kohlengrube; er war jedoch außerordentlich begabt, und ihn besaßte ein so tiefer Drang nach wissenschaftlicher Erkenntnis, daß er sich durch unermüdelich angestrengten Fleiß reiche Kenntnisse erwarb, und nach sechs Jahren konnte er Spaten und Spitzhade mit dem Zalar und dem Doktorhut eines englischen Magister artium vertauschen. Eine außerordentlich ehrenvolle Laufbahn hat auch Josef Owen hinter sich, der vor wenigen Jahren als Arbeiter in Oldham, in Lancashire, lebte. Durch harte und selbstverleugende Arbeit gelang es ihm, in eine Schule der University Extension zu kommen, und er wurde am Balliol College in Oxford zugelassen. Während seiner Studienjahre lebte er mit seiner jungen Frau in einem kleinen Hause; er beschäftigte sich in erster Linie mit ökonomischen Wissenschaften und Geschichte. Wenige Tage vor seinem Schlussexamen starb seine Frau, aber der energische Mann ließ sich, trotzdem der Schlag ihn

schwer traf, dadurch nicht bewegen, von der Prüfung zurückzutreten, er machte ein glänzendes Examen und erhielt ein Stipendium von jährlich 2000 M. für zwei Jahre. Einer der hervorragendsten Mathematiker Englands lebte vor 30 Jahren als Knecht auf einem Pachthofe in Northshire. Um 3 Uhr des Morgens stand er bereits auf und arbeitete lange Stunden, während sonst noch alles im Hause schlief, und es gelang ihm, sich so gute mathematische Kenntnisse anzueignen, daß er in einer mathematischen Klasse zu Cambridge Aufnahme fand. Seine Universitätslaufbahn brachte ihm eine ununterbrochene Folge von Preisen und Auszeichnungen, die er mit dem „Wranglos“, dem ersten Grad im mathematischen Examen in Cambridge, krönte. Auch die Zahl der englischen Arbeiter, die sich auf literarischem Gebiete betätigt und ausgezeichnet haben, ist ziemlich groß. Unter den Bergarbeitern im Norden Englands sind einige Dichter von großer natürlicher Begabung bekannt geworden, vor allen Josef Skippich und James Anderson. Anderson ist vor kurzem gestorben, er war der Verfasser kurzer und kräftiger Lieder, die ihm viele Preise und einen großen Ruf als Lokaldichter einbrachten. Ferner ist hier als literarisch begabter Mann zu erwähnen Thomas Wurt, Mitglied des Parlaments, der im Alter von zehn Jahren in den Bergwerken zu arbeiten begann, und der jetzt reichliche Beiträge zu den führenden englischen Monatschriften, dem „Nineteenth Century“, der „Contemporary Review“ u. a. liefert. Broadhurst, ebenfalls ein Mitglied des Parlaments, der auf nationalökonomischem Gebiete Werke veröffentlichte, hat seine Laufbahn als Grobschmied begonnen. —

**io. Ungewöhnliche Speisen.** Man braucht nur an die Schwabenecker und die Segurken zu denken, die im fernsten Indien als Nahrungsmittel dienen, um sich zu erinnern, daß die „Geschmäcker“ wirklich recht verschieden sind. Eine Londoner Zeitschrift stellt eine Reihe von Speisen zusammen, die zum Teil als ungewöhnlich, zum Teil als höchst merkwürdig betrachtet werden können. Löwenfleisch wird da als ein ausgezeichnetes Gericht empfohlen, dagegen soll das Fleisch von Tigern zäh und sehnig sein. Nichtsdestoweniger essen die Eingeborenen in Indien ziemlich viel Tigerfleisch, da sie dem Aberglauben huldigen, daß die Stärke des Raubtieres sich durch den Genuß des Fleisches auf den Menschen überträgt. Von der Delikatesse des Bärenfleisches braucht kaum die Rede zu sein, denn der frische Bärenschinken ist in deutschen Liedern und Sagen genugsam besungen worden. Ueber die Zutraglichkeit des Elefantensfleisches scheint es große Meinungsverschiedenheiten zu geben, die Eingeborenen sowohl in Indien als in Afrika räumen dem Elefanten einen Ehrenplatz auf ihrem Tische ein, aber die europäischen Elefantenjäger haben doch vielfach eine lebhaftere Abneigung gegen Elefantensteaks gezeitigt. So schreibt einer der bedeutendsten Elefantenjäger: „Ich habe den Elefanten von A bis Z probiert, aber der Geschmack des Fleisches ist eher mit Leder und Leim als mit irgend etwas anderem vergleichbar.“ Ein anderer Afrika-Reisender äußert wieder die Ansicht, daß er gar nicht begreifen könne, wie ein so plummes Tier ein so zartes und wohlwollendes Fleisch besitzen könne. Alle Autoritäten aber erkennen an, daß der Elefant einen Körperteil besitze, dessen Geschmack das größte Lob verdient, das ist der Fuß, und sogar jener Jäger, der sonst das Fleisch des Dächänters mit Leder und Leim vergleicht, gesteht, daß ein gebadener Elefantfuß ein herrliches Gericht sei. Wenn in Afrika ein Elefant geschossen ist, so wird das Fleisch in Streifen geschnitten und getrocknet. Der Fuß wird vom Kniegelenk abwärts losgelöst und dann gräbt man ein drei Fuß tiefes Loch in die Erde, dessen Wände durch brennendes Holz gehärtet werden. Dann kommt der Elefantfuß hinein, das Loch wird dicht mit Erde angefüllt und oben auf ein heftiges Feuer angelegt, das drei Stunden lang brennen muß. So gekocht soll das Fleisch des Elefantfußes weich wie Gelee sein und kann mit einem Löffel gegessen werden. Für den Kaffern ist es der größte Lederbissen, den er kennt. Rhinocerosfleisch steht im Geschmack zwischen Schweine- und Rindfleisch und ist angeblich in Ermangelung anderen Fleisches durchaus nicht zu verachten. In Amerika wird nach Opossum als große Delikatesse geschätzt; man füttert es ein paar Wochen lang mit süßen Kartoffeln und ist es dann gefüllt und geröstet, es soll eine Ähnlichkeit mit jungem Hühnerfleisch haben. Ein Neeger in den Vereinigten Staaten verbringt die ganze Nacht mit Jagd, wenn er Aussicht hat, ein Opossum für seinen Sonntagsstisch zu fangen. Affenfleisch wird von dem englischen Zoologen Wallace als dem eines Hais ähnlich beschrieben, doch dürften die verschiedenen Affenarten sehr verschieden schmecken. Derselbe Gewährsmann ist entzückt von Jaguarsteaks, trotz der schmutzigen Gewohnheiten des Raubtieres ist das Fleisch von schöner Zartheit und dem Hammelfleisch ziemlich ähnlich. Eine Stimme herrscht neuerdings über den ausgezeichneten Geschmack von Känguruhfleisch, und bekanntlich hat sich eine ganz beträchtliche Ausfuhr besonders an Känguruhschwänzen von Australien nach London herausgebildet. Die Australier selbst wissen es freilich schon längst zu schätzen, und für sie ist eine Känguruhsuppe die Schöpfung von allen und sogar dem Oxtail noch unendlich überlegen. Das Fleisch von Alligatoren und Krokodilen soll ebenfalls zart, weiß und wohlwollend sein. Seehundfleisch ist wegen seiner völlig schwarzen Farbe kein appetitlicher Anblick, soll aber auch ganz gut schmecken, leicht verdaulich sein und dem Körper viel Wärme geben. In einigen ländlichen Bezirken von England werden Eichhörnchen in ziemlicher Zahl gegessen. Daß in Italien



verschiedene Eingebügel, darunter auch Nachtigallen, als allerfeinste Delikatessen auf den Tisch gebracht werden, ist leider eine bekannte Thatsache, übrigens ist man in Florida sogar ein Ragout von Kottelchchen, Hähern und Blauschnecken. Die merkwürdigen Gerichte, denen man wider den eigenen Willen gelegentlich zum Opfer fällt, können übergegangen werden, aber, um der Gerechtigkeit Genüge zu thun, muß man doch darauf hinweisen, daß unsere Einbildung den Geschmack durchaus tyrannisiert und daß wahrscheinlich schon manchem ein geschickt angewandtes Kragen- und Pfefferfleisch infolge guten Glaubens ausgezeichnet geschmeckt hat. — Dem kann aus eigener Kenntnis noch folgendes hinzugefügt werden: Junge Krähen, denen man die Haut abgezogen, schneiden gar nicht übel, sowohl gebraten als gedünstet. Eine ganz ausgezeichnete Suppe geben junge, zerhackte Eichelhäher. Das Eichelhäher hat ein weißes Fleisch, das sehr dem Hühnerfleisch ähnelt. Der starke Würze verträgt, für den ist auch Fischfleisch genießbar. Eine Delikatesse aber ist das Fleisch des Fischotters. Dieses Tier rechnet die katholische Kirche unter die Fische: Es lebt im Wasser. Deshalb darf auch sein Fleisch an Fasttagen genossen werden. Wer ein Osterrezept haben will, muß in einem Kloster anfragen. Die Franziskaner sind in dieser Beziehung am meisten sachverständig. —

**Kunst.**

— In der großen Berliner Kunstausstellung sind nunmehr die Medaillen zuerkannt worden. Die große goldene Medaille haben erhalten: der Maler Professor Josef Schreyerberg in Charlottenburg und der Kupferstecher Professor Hans Meyer in Berlin; die kleine goldene Medaille: der Maler Friedrich v. Schennis in Berlin, der Bildhauer L. Tuillon in Rom, die Architekten Bollmer und Jaffoy in Berlin, der Maler Julius Schmid in Wien, der Maler Gonzalo Bilbao in Sevilla, der Illustrator Hermann Vogel-Planen in Sösbürg, der Maler Adalbert Ritter v. Kossal in Berlin, der Maler Julius Bentscher in Berlin, der Maler Jidor Kaufmann in Wien. —

**Völkerkunde.**

— Fast unter dem Äquator liegt einsam ein zum deutschen Schutzgebiet der Marshall-Inseln gehöriges Eiland von etwa 20 Quadratmeilen Größe, von den Eingeborenen und Fremden Nauru genannt. Die isolierte Lage der Insel, die eine besondere Kultur der Bewohner hervorgerufen hat, und der Umstand, daß die Bevölkerung wahrscheinlich durch die Einwanderung von Polynesiern und Malaien entstanden ist, verleihen besonders Interesse einer ethnographischen Sammlung von dort, die der Gouvernementssekretär A. Senfft auf einer Inspektionsreise angelegt und dem Berliner Museum für Völkerkunde zum Geschenk gemacht hat, wo sie jetzt ausgestellt ist. Gleichzeitig hat er, wie die „Voss. Zig.“ schreibt, manche Nachrichten über die jetzt etwa 1500 Seelen starke Bevölkerung mitgeteilt. Ihre Ursprünglichkeit hat durch Einwanderung von den Gilbertinseln und der Insel Vanaba gelitten. Mit fremden Händlern sind sie schon seit längerer Zeit in Berührung gekommen, da der sonst wenig ergiebige feine Boden reich an Kokospalmen ist, die in guten Jahren eine Ausfuhr von 1 1/2 Millionen Pfund Kopra ermöglichen. Doch ist an den Geräten der Sammlung von europäischer Civilisation, insbesondere, was die Verwendung von Eisen betrifft, fast nichts zu merken. Trotz der Kleinheit ihrer Heimat waren in den achtziger Jahren blutige Fehden ausgebrochen, durch welche die frühere dichtere Bevölkerung sehr zusammengeschnitten ist. Die Kultur der Nauru-Inulaner ist selbstverständlich durch und durch oceanisch. Sehr ausgebildet sind vor allem die Gerätschaften für den Fischfang. Es gibt Vastneze zum Schöpfen der Fische am flachen Strande und solche, die in der Tiefe verankert werden, Kächer, Laternen aus Holzstäben, Fischklappen mit einer Reihe großer Muscheln, deren Klang Fische ins Netz scheuchen soll, Kalkschlingen und Angelhasen in allen Größen und von verschiedenen Formen aus Holz, Muschel, Knochen und Kokoschale. Besonders interessant ist ein gewaltiger Angelhasen für Haifische, der mit einem Stein zum Verankern versehen ist. Haifische sind besonders wegen der spitzen Zähne begehrt, mit denen man die Schneiden der Messer, der Holzschwerter und langen Speere herstellt, eine Sitte, die vorzugsweise auf den mikronesischen Inseln geübt wird. Mit diesen Waffen wird also weniger gestochen und geschlagen als gerissen. Auch ein Bohrer hat eine Spitze von Haifischzahn, während ein sogenannter Drillbohrer in der Sammlung, der sowohl in der Südsee wie in Amerika sehr verbreitet ist, bereits mit eiserner Spitze versehen ist. Eine nur auf Nauru vorkommende Waffe ist der fast 1,50 Meter lange zylinderförmige Kampfstod. Eigentümlich ist die Vorliebe der Bewohner für Fregattvögel und eine Schnepfenart, die in Mengen gezähmt auf eigens dazu errichteten Gerüsten gehalten werden. Die Vögel werden mit einer der Insel ebenfalls allein eigentümlichen, birnenförmigen Vola aus Stein oder Muschelschale gefangen. Andere Haustiere sind Schweine, Hunde, Katzen, Hühner und Enten, von denen die letztgenannten drei Arten sicher erst nach der Berührung mit der Civilisation eingeführt worden sind. Schweinerippen sind als Rinken eines Redens verwandt. Das einzige frei vorkommende Säugetier ist die Ratte, für deren Fang es zweckmäßig konstruierte Fallen giebt. Auf den Ruy wird sehr große Sorgfalt, besonders von den Insulanerinnen verwandt, vor allem beim Tanze. Außer Gürtel und Schärpen aus

langem Frauenhaar, Halsketten aus Lurchegehäusen und Blattschneisen, Stirnbändern mit Ovalschnitten, Oberarm- und Handgelenksringen aus Federkielen, Blumen u. a. trägt man auch schönfarbige Fische im Haar oder auf der Brust. Gewaltige Holzreifen, mit Nohr geflecht und Schilfpatt ausgefüllt und mit Federn verziert, dienen wohl nur Männern als Kopfyug beim Tanze. Diese haben auch eine Art Helm aus Kokosnusshäuten geflochten und mit Frauenhaar geschmückt und aus demselben Material geflochtene Kampfgürtel. Die Eingeborenen sind sehr geschickt in der Herstellung geflochtener Körbe, gemusterter Matten und fester Stride aus Pflanzen, besonders Kokosfasern. —

**Aus dem Pflanzenleben.**

v. Ein Reichs-Versuchsgarten. Das Reichs-Gesundheitsamt läßt zur Zeit an der von Steglitz nach Dahlem führenden Chaussee gegenüber dem Haupteingange zum neuen botanischen Garten einen Reichs-Versuchsgarten anlegen, dessen Zweck darin besteht, gewisse Krankheits-Erscheinungen an Pflanzen zu beobachten und ihre Ursachen und Mittel zur Verhütung zu ergründen. In erster Reihe werden diejenigen Pflanzenkrankheiten zur Untersuchung gelangen, die von Einwirkung pflanzlicher Parasiten herrühren, z. B. Getreiderost, Trauben- und Kartoffelkrankheiten. Um die Erforschung der wichtigsten Pflanzenkrankheiten zu fördern und die Ergebnisse den Interessenten zugänglich zu machen, wurde 1890 eine internationale pflanzenpathologische Gesellschaft gegründet und die Errichtung von pflanzenpathologischen Versuchstationen angeregt, was die Veranlassung zur Anlage der Dahlemer Station gab.

**Technisches.**

— Das Verbrennen von Eisenbahnwagen zur Gewinnung der brauchbaren Eisenteile behufs deren Wiederverwendung ist ein sehr einfaches Verfahren, welches, wie das „Centralblatt der Bauverwaltung“ mitteilt, neuerdings in Amerika zur Anwendung gekommen ist, als es sich darum handelte, eine große Anzahl für den Eisenbahndienst nicht mehr brauchbarer Güterwagen in angemessener Weise zu verwerten. Da jeder Wagen außer den Achsen und Rädern zwei bis drei Tonnen Eisen in Beschlägen enthält, so stellt der eigentliche Wert des Fahrzeugs in diesen. Das ordnungsmäßige Zerlegen des Wagens ergibt allerdings auch noch das Holz, kostet aber mehr Arbeitslohn, als dieses wert ist. Der praktische Amerikaner verbrennt deshalb die Wagen in einem großen Feuer, in welches er sie durch eine Lokomotive hineinschieben oder durch einen Krahn hineinheben läßt. In diesem Zwecke ist in Delcoy, Michigan, eine besondere Feuerstätte eingerichtet worden. —

**Humoristisches.**

— Börsenfluch. Börslaner (zum andern): „Meine Frau wünscht ich Dir als Schwiegermutter!“  
 — Solides Spielzeug. Gast: „Donnerwetter, Ihre Kinder spielen ja mit den kalten Koteletten, die auf dem Büfett stehen!“  
 Wirt: „Na, lassen Sie nur... die sind unzerreißbar!“  
 — Vosshaft. Vossfisch: „Hat denn meine Freundin wirklich so über mich geschimpft?“  
 Herr: „Na, ich sage Ihnen, sie hat an Ihnen keine gute Feder gelassen!“ —

**Notizen.**

— Die Weiterverbreitung des Romans von Diderot „Die Nonne“, deutsch von Wilhelm Thal, ist vom Landesgericht in Laibach (Krain) verboten worden. —  
 — Hermine v. Preußen will im nächsten Winter an vier Vortragsabenden Gedichte und Novellen ihres verstorbenen Gatten Konrad Lehmann und von ihr selbst verfasste Arbeiten vorlesen. —  
 — Marie Elfinger ist in den Verband des Lessing-theaters getreten. —  
 — Menzel ist bereits wieder hergestellt. Seine Verletzungen waren ganz leichter Natur. — Im Schreiben ist eben mancher Reporter dem ausgepöbeltesten Agrarier über. —  
 — Im Wattenmeer (Norder Haff) sind in diesen Tagen ein Fischer aus Waderup einen jungen Haifisch von 1 1/2 Meter Länge. Es ist ein sogenannter „Menschenfresser“ und bereits der zweite dieser Gattung, der in wenigen Tagen im Wattenmeer gefangen wurde. Die Tiere scheinen durch Stürme in die Nordsee verschlagen worden zu sein. —  
 — Olivenöl bei Augenleiden. Um fremde Körper aus den Augen zu entfernen, empfiehlt ein holländischer Augenarzt, Olivenöl in dieselben zu träufeln. Dieses Mittel soll sicher wirken, um die eingedringenen Körper, wie Körnchen, Fische, Kalk und Splitter zu entfernen. („Praktischer Wegweiser“, Würzburg.)  
 — In England ist seit 1869 die Zahl der Freisinnigen um 105 Prozent gestiegen, während in der gleichen Zeit die Bevölkerung nur um 43 Prozent zugenommen hat. Im Whitechapel-Distrikte, in dem seit 1869 die Bevölkerung nicht zugenommen hat, wurden im Jahre 1869 176 Fälle von Wahnsinn gezählt, im Jahre 1899 jedoch 303 Fälle. —